

Demo in Zürich

Gedanken zum Schwulen- und Lesbentag

Zürich will uns nicht

Wie schon 1978, anlässlich des ersten Christopher-Street-Day in der Schweiz, schlug auch diesmal am 26. Juni das Wetter wieder zu. Man hatte den Eindruck, Zürich habe die Veranstaltung per Wetter sabotiert. Das Timing stimmte dabei auf die Minute genau: Von den ersten Schritten mit Plakaten und Transparenten bis zum Eintreffen auf dem Münsterhof goss es wie mit Kübeln. Für viele natürlich ein willkommener Vorwand, fernzubleiben.

Wir haben doch alles

Bestimmt, auf die Strasse gehen wir nicht, weil wir eine unmittelbare Lebensbedrohung erfahren. Bestimmt auch, dass es da und dort Fälle von Diskriminierung geben mag, wie jenen der Entlassung eines schwulen Erziehers durch das Waisenhaus Basel. Sicher auch, dass wir mittlerweile die relative Freiheit der Subkultur geniessen und uns auch in der Öffentlichkeit einigermaßen sicher fühlen dürfen. Aber: Die Manifestation soll Bewusstsein, Selbstverständnis und offenes Engagement aufzeigen – und gerade darin tun sich die meisten Schwulen und Lesben schwer. Nur scheint mir dabei viel eher Passivität und Bequemlichkeit der Grund zu sein, als handfeste Angst vor Repressalien. Angst wird meist nur vorgeschoben.

Einseitig bunt

Wie kaum anders zu erwarten war, regierte auch diesmal eher das Handgestrickte, sich alternativ Gebende und das Frustriert-Resignative. Eine Stimmung, die nicht gerade zum Mitmarschieren einlädt. Diese Einseitigkeit ist wohl das grösste Handicap, den "grossen schwulen Durchschnitt" zum Mitmachen zu animieren; es geht dabei gar nicht vordergründig nur um eine solche Manifestation allein. Natürlich kann ein solch einseitiges Erscheinungsbild auch als billige Entschuldigung herhalten, dass man keine Solidarität zeigen will. Es war somit nicht weiter verwunderlich, dass knappe 300 Leute an der Demo erschienen – jedoch über 600 sich am abendlichen "Fest" blicken liessen. Es geht aber auch um jedes Engagement in den Organisationen; deshalb müssen wir uns bewusst sein, dass solche Anlässe Visitenkarten unseres Tuns sind.

Müde Sündenbockpolitik

Auch fehlten an der Schlusskundgebung, diesmal auf dem Münsterhof, keinesfalls die gesellschaftspolitischen Voten. Zu hören war nichts Neues. Im Gegenteil: Dieselbe alte, müde Leier von der bösen Gesellschaft, der dummen Umwelt, der schlimmen Familie, die einen zum "Zwangsheterosexuellen" erzieht. Diese Sprache beinhaltet eine Sicht, die alles und alle "sehr kritisch" analysiert, ausser sich selbst und die Schuld auf alle verteilt, ausser auf sich selbst. Hilft uns dieses ewige politische Gejammer; bringt uns dieses Geschnorr um gesellschaftspolitische Facts auch



nur einen Millimeter weiter? Bestimmt etwa die Antwort auf die Frage, wer denn an unserer, äh, so grausamen Unterdrückung schuld sein möge, unsere zukünftige Politik? Hoffentlich nicht. Wir für unseren Teil, gemeint ist die SOH, werden uns nicht dazu missbrauchen lassen, dem Gequassel auch noch Raum zu bieten.

Wer soll denn, wenn nicht wir aus uns selbst heraus, die Kraft schöpfen, um verbessernd – nicht nur verändernd – zu wirken? Sollen wir etwa auch in den oben beschriebenen Tenor einstimmen, uns auf die böse, böse Gesellschaft fixieren, von der wir dann erwarten, dass sie sich von selbst, quasi als Erfolg unseres Gejammers, verbessere? Wenn wir so dächten, könnten wir den Laden dicht machen.

Ich habe den Eindruck, dass viele der "bewegten", d.h. aktiv organisierten Schwulen direkt lechzen nach Einzelfällen echter Diskriminierung, um sich darin total zu verbeissen und wild um sich zu schlagen. Man tut es ja für jemand anderes, man kämpft, ist Held und hat erst noch den "Beweis" wie unrettbar schlimm unsere Gesellschaft dran ist. Und sie brauchen das, die "bewegten" Schwestern, sie fühlen sich wohl, wenn's zischt und brodelt im schwulen Topf. Mögen sie noch so finster dreinblicken – sie fühlen sich klammheimlich *sau* wohl. "Emotional Parasites", sagen die Engländer bösartig zu solchen Typen – Gefühlsparasiten.

Veränderung und Verbesserung braucht Arbeit – *unsere* Arbeit; daran führt kein Weg vorbei. Analysiert und kritisiert ist sehr schnell, demontiert auch.

Wir zählen nach wie vor auf jene, die den Backstein in der Hand zum Bauen und nicht zum Rumschmeissen verwenden wollen.

Jürg Wehrli